

Rezensionen

Filmkritik

Solidaritäten im Film: **Pride**

Manchmal gibt es glückliche Zufälle: Vor einigen Monaten kam ein Film auch in Deutschland in die Kinos, der wohl wie kaum ein anderer das Thema dieses Heftes illustriert: *Pride*. Erzählt wird eine unglaubliche Geschichte aus dem England der 1980er Jahre: Eine Gruppe schwuler und lesbischer Aktivist_innen beschließt, streikende Bergarbeiter zu unterstützen, sammelt Geld und findet schließlich ein Dorf in Süd Wales, das bereit ist, diese Hilfe auch anzunehmen. In einem klapprigen VW-Bus macht man sich aus London auf den Weg in eine andere Welt, es folgen allerlei Irrungen und Wirrungen zwischen diesen so unterschiedlichen Gruppen, aber am Ende haben sich alle lieb und es gibt ein großartiges Happy End. Das Ganze ist gewürzt mit viel britischem bzw. walisischem Humor, wunderbaren Schauspieler_innen, Freundschaft, Liebe, guter Musik und mit ein bisschen Revolutionskitsch – all das, was einen *Feelgood Movie* ausmacht, in bester britischer Labour-Kino Tradition. Aber es ist mehr als das und es ist besser: Denn der Film beruht auf einer wirklichen Begebenheit, und je mehr man darüber liest, desto mehr wächst die Faszination für eine Geschichte, die so unwahrscheinlich ist, dass sie nur wahr sein kann.¹

Zurück ins England der 1980er Jahre: Margaret Thatcher ist seit 1979 an der Macht und hat mit eiserner Härte dem Sozialstaat den Kampf angesagt. Der ein-

jährige Bergarbeiterstreik 1984/85, der zum finalen Machtkampf zwischen der einflussreichen *National Union of Miners* und der neoliberalen Regierung eskaliert, endet mit der Niederlage der Arbeiter und der Zerstörung der britischen Kohleindustrie: mehrere Tote, tausende Verletzte und über zehntausend vorübergehend Inhaftierte sind die direkte Folge, Armut, Arbeitslosigkeit, Verzweiflung und die Verödung ganzer Landstriche die längerfristigen Konsequenzen.

Die Geschichte dieser Niederlage ist bekannt, weniger bekannt dagegen ist die Geschichte der Solidaritäten, die den Kampf der Bergarbeiter begleiteten und die vom ukrainischen Donbass bis hin zu den Schwulenbars im hippen London reichte. Dort – und hier setzt der Film ein – beschloss 1984 tatsächlich eine kleine Gruppe unter dem Namen LGSM (*Lesbian and Gays Support the Miners*), Geld zu sammeln für die Familien der Streikenden, die nach und nach ausgehungert werden sollten. Dies ginge alle an, betonte der Gründer der Gruppe und Held des Films, Mark Ashton, immer wieder: »One community should give solidarity to another. It is really illogical to say: I am gay and I am into defending the gay community but I don't care about anything else...«² Insgesamt kamen so über 20.000 Pfund zusammen und ein Minibus für das Dorfkomitee, der stolz das LGSM Zeichen trug; Höhepunkt war das legendäre Benefizkonzert *Pits and Perverts* in London, auf dem u.a. *Bronski Beat* auftraten. Das gemeinsame Gefühl des Ausgegrenztseins war die Basis für diese Aktion, und mit der Feststellung, dass man schließlich gemeinsame Feinde bekämpfe – Thatcher,

¹ Allen Fans empfohlen: der kurze, selbstgemachte Dokumentarfilm der LGSM, auf dem viele Szenen des Spielfilms basieren: *All out! Dancing in Dulais* (<http://vimeo.com/22972867>).

² Ebd.

die Polizei und die Boulevardpresse – überzeugte man rasch auch die anfangs doch recht erstaunten Bergbauaktivist_innen. Interessanterweise scheint dies in der Realität unproblematischer gewesen zu sein als im Film: Wie Mike Jackson, einer der Gründer von LGSM in einem Interview mit dem *Observer* versichert, sei man im Dulais Valley nie auf Feindseligkeit gestoßen: Diejenigen, die nichts mit Schwulen und Lesben zu tun haben wollten, seien einfach weggeblieben.³ Der Film lebt natürlich genau von diesem Konflikt, während er gleichzeitig auch Vorbehalte auf der anderen Seite nicht verschweigt: Zu oft sei er als Teenager von diesen Typen zusammengeschlagen worden, um sich jetzt mit ihnen zu verbrüdern, bemerkt ein schwuler Mann auf einer Versammlung wütend. Die heute interviewten Zeitzeug_innen betonen dagegen einhellig, dass es neben der materiellen Unterstützung vor allem um Anerkennung und Akzeptanz gegangen wäre, gegenseitig, wohlgemerkt. Auf dem legendären Benefizkonzert versichert der Waliser Bergarbeiterführer Dai Donovan, der erste Verbündete der Londoner: »You have worn our badge, ›Coal not dole,‹ and you know what harassment means, as we do... Now we will pin your badge on us — we will support you... It won't change overnight, but now 140,000 miners know that there are other causes and other problems. We know about blacks and gays and nuclear disarmament, and will never be the same.«⁴ Und dass dies kein leeres Versprechen war, bewies die *National Union of Miners* im Sommer 1985, als sie mit ihren traditionsreichen Bannern auf der *Gay Pride Parade* mitmarschierte und kurz darauf einhellig eine Gleichstellungsresolution gegen den Widerstand der Parteiführung auf dem *Labour* Parteitag durchsetzte.

Der Film endet mit diesem gemeinsamen Marsch und erwähnt die Resolution im Abspann, und so ist es, ja, trotz der Niederlage der Streikenden, ein *Feelgood*-Film. Aber eben nicht nur. Denn zu deutlich werden die Verluste: Die Verluste durch den HIV-Virus, der, im Film nur angedeutet, eine ganze Generation schwuler Männer dahinraffte, darunter auch Mark Ashton. Aber man spürt auch die Verluste an – nennen wir es: Zukunftshoffnung. Denn eine solche, grenzüberschreitende, ja sprengende Solidarität zwischen zwei so unterschiedlichen Gruppen ist heute kaum noch vorstellbar, zumindest nicht in unseren durchliberalisierten, westlichen Leistungsgesellschaften – und schlimmer noch: Schon der Begriff an sich ist diskreditiert, altmodisch, den Jüngeren ein bisschen peinlich. Dabei sind uns die Probleme von einst erhalten geblieben, wie man unschwer den jüngsten Sozial- und Polizeistatistiken entnehmen kann, in denen soziale Ungleichheit und homophobe Gewalt immer noch bzw. wieder an oberster Stelle rangieren. Insofern sollte man sich *Pride* nicht nur ansehen, sondern dies möglichst zusammen mit vielen Menschen unter dreißig tun. Ab und zu kann man eben doch aus der Geschichte lernen.

Stefanie Schüler-Springorum

Juliane Jacobi: **Mädchen- und Frauenbildung in Europa. Von 1500 bis zur Gegenwart.** Frankfurt/M.: Campus 2013. 509 S., € 39,90

Juliane Jacobi hat der historischen Bildungsforschung in Deutschland durch ihre Arbeiten eine spezifische Prägung gegeben. Vor allem die Geschichte(n) von Mädchen und Frauen in pädagogischen Kontexten, die Bedeutung von Ge-

³ The Observer, 31.8.2014

⁴ Morning Star, 11.9.2014.

schlechterverhältnissen für das Zusammenspiel von Pädagogik, Politik und Religion sowie die ideologischen Überhöhungen von Rollenkonzepten oder geschlechtsspezifischen Normen hat sie systematisch bearbeitet und so erstens den Wissenskörper der historischen Frauen- und Geschlechterforschung innerhalb der historischen Pädagogik enorm angereichert und zweitens wichtige Impulse zu theoretischen Debatten und neuen Forschungen geliefert. Nun liegt eine 500 Seiten umfassende Monographie zur Mädchen- und Frauenbildung in Europa vor, mit der Jacobi beansprucht, eine systematische und international bzw. europäisch vergleichende Rekonstruktion vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart zu leisten. Mit einem solchen Anspruch ist die Latte hoch gelegt und es sei hier vorweggenommen, dass Jacobi dem hohen Anspruch über weite Strecken ihrer Studie gerecht wird. Einzig im letzten Kapitel, das sich im Wesentlichen mit der Mädchen- und Frauenbildung von den 1920er Jahren bis ins 21. Jahrhundert befasst, fallen Herangehensweise und Argumentation demgegenüber ab. Doch zeugt das Buch insgesamt von einer exzellenten Kenntnis der historischen Quellen zur Bildung von Mädchen und Frauen, die für Europa insgesamt, aber vor allem für Deutschland, England und Frankreich relevant waren, sowie von der ausgeprägten Fähigkeit der Verfasserin diese Quellen ideen- und sozialgeschichtlich einzuordnen. Dabei wird neben der – auch länderübergreifenden – Rekonstruktion größerer Kontexte der Detailreichtum dieser Studie augenfällig. Wer auch immer etwas über Aussagen, Einsichten und Biographien der zahlreichen Autorinnen erziehungstheoretischer Schriften seit dem 16. Jahrhundert in Erfahrung bringen möchte, ist bei Jacobi bestens aufgehoben.

Einleitend macht die Autorin die Grenzen bzw. die methodischen Heraus-

forderungen ihrer Herangehensweise insbesondere mit Blick auf die international vergleichende Perspektive und den langen Zeitraum deutlich: Sie reflektiert die Gefahr anachronistischer Urteile mit Blick auf die große Zeitspanne, die Problematik der Heterogenität der Quellen und vor allem die mit den verschiedenen Sprachen verbundene Frage nach den Vergleichsmöglichkeiten von Konzepten oder Denkfiguren. Allerdings beansprucht Jacobi die Überwindung der vielfach in der historischen Bildungsforschung und vor allem der Frauen- und Geschlechtergeschichte sichtbaren Neigung, die Entwicklungen zu eng in einem nationalen Rahmen zu verorten und damit auch Gefahr zu laufen, ideengeschichtliche Linien, sozialstatistische Rahmendaten wie die Bevölkerungsentwicklung in Europa oder die Ursachen und Folgen der Erhöhung des Alphabetisierungsanteils in der Bevölkerung nicht systematisch zu berücksichtigen.

Ein solches Herangehen an einen großen Zeitraum und unterschiedliche Länder sowie die Berücksichtigung verschiedener Differenzkategorien wie soziale oder geographische Herkunft verlangen eine Fokussierung, die transparent sein muss. Diese Transparenz stellt Jacobi vor allem in der Einleitung zu ihrem Buch her. Ihr kommt es zudem darauf an, dort Schwerpunkte zu setzen, wo bislang eher »blinde Flecken« vorliegen, sie will Autorinnen in den Blick nehmen, die wenig Beachtung fanden und Bereiche der Erziehung und Bildung rekonstruieren, die im Mainstream der Forschung marginalisiert wurden. Hingegen bezieht sie gut untersuchte Themen nur dann mit ein, wenn sie für den Gesamtzusammenhang wichtig sind.

Das Potenzial der für diese Monographie gewählten Vorgehensweise wird von der Autorin deutlich benannt: Sie richtet den Fokus auf Deutschland, Frankreich

und England, weil sich hier die zentralen europäischen Strömungen aufgreifen lassen, eine These, die sich in der Bearbeitung der nachfolgenden Kapitel außerordentlich gut belegen lässt. Jacobi verweist darüber hinaus auf den Ertrag des weiten Zeitraums ihrer Bearbeitung: Dass sie die Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung ausgehend vom 16. Jahrhundert her vergleichend zu rekonstruieren sucht, begründet sie mit der letztlich bis in die Gegenwart reichenden Entdeckung der Neuen Welt sowie mit der Kirchenspaltung. Vor allem die konfessionell geprägten Herangehensweisen in Theorie und praktischer Umsetzung der Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts werden ausführlich behandelt.

Die Studie gliedert sich in fünf große, inhaltsreiche, meist gut strukturierte Kapitel. Diese befassen sich in unterschiedlicher Gewichtung mit den zeitgenössischen Diskursen über die Erziehung und Bildung von Mädchen, mit Schulgründungen und den Einfluss von Schulen sowie den daran festzumachenden politischen Entscheidungen, mit der häuslichen Erziehung (im weitesten Sinne), mit dem Lehrstoff und den Methoden sowie beruflichen Rollen im Kontext der Pädagogik und mit statistischen sozialhistorisch relevanten Daten. Jedes Kapitel schließt mit einer kurzen Zusammenfassung, deren jeweilige Gewichtung allerdings nicht durchgängig nachvollziehbar ist.

Im ersten Kapitel wird ein Zeitraum von 200 Jahren bearbeitet: »Ehrbarkeit und Frömmigkeit (1500–1700)« geht ausführlich auf die Erziehungsideale ein, mit denen das weibliche Geschlecht öffentlich zum Thema gemacht wurde. Jacobi zielt darauf, sowohl die ideen- und realgeschichtlich relevanten Phänomene zu thematisieren als auch das Spannungsfeld katholischer und protestantischer Erziehung zu rekonstruieren. Sie arbeitet drei Indikatoren der Beurteilung von

Mädchen- und Frauenbildung heraus, den Schulbesuch, die Alphabetisierungsrate und schließlich das Profil des Lehrstoffs. Letzteres erweist sich über die Jahrhunderte hinweg als besonders bedeutungsvoll, denn an Inhalt und methodischer Aufbereitung des Lehrstoffs ließen sich sowohl geschlechtertheoretische Debatten führen als auch soziale Praktiken der Differenzierung realisieren. Diesen Zugang so deutlich herausgearbeitet zu haben, ist ein wichtiger Ertrag für die Mädchen- und Frauenbildung.

Kapitel zwei »Vernunft, Gefühl und Tugend (1700–1800)« fokussiert eingangs drei relevante Aspekte, nämlich den regen Austausch über Erziehung in Europa, an dem auch Frauen beteiligt waren, die unterschiedlichen Konsequenzen der Ideen über weibliche Erziehung in sozialen und nationalen Kontexten sowie die unterschiedliche Umsetzung derselben in Schulen und Internaten. Die Darstellung der Autorin besticht auch hier durch Detailfülle. Überzeugend ist in der Analyse des so genannten »pädagogischen Jahrhunderts« ferner die Rekonstruktion der unterschiedlichen literarischen Formen, der Ursachen für eine wachsende Nachfrage pädagogischer Literatur oder der Aufbereitung moralisch didaktischen Lesestoffs für Kinder.

Das dritte Kapitel befasst sich mit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und geht weniger auf die unterschiedlichen politischen Strömungen ein, sondern gewichtet den Aspekt der Frömmigkeit, wodurch die Politisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die im vierten Kapitel behandelt wird, besonders markant herausgearbeitet werden kann. In »Bildung und fromme Häuslichkeit (1800–1860)« geht es Jacobi um die Bedeutung der Religiosität, weil sich daran die gesellschaftliche Widersprüchlichkeit der Mädchen- und Frauenbildung zeigen lässt.

Wie bereits angedeutet befasst sich das vierte Kapitel »Politisierung und weiblicher Kulturbeitrag (1860–1918)« mit einer in Europa insgesamt spannungsreichen Phase, in der durch die Wissenschaften, durch nationale Diskurse, die Beschulung immer größerer Gruppen und die Frauenbewegung vieles in Bewegung geriet. Jacobi »ordnet« die Diskurse entlang einer eher »progressiven« Linie und einer eher »konservativen« Orientierung. Insgesamt wäre zu fragen, ob die sozialpolitischen Diskussionen in Europa, etwa auch die des britischen Ehepaars Webb, um nur ein Beispiel zu nennen, nicht ebenfalls aufschlussreiche Kontexte für die Entfaltung der Mädchen- und Frauenbildung dieser Zeit gehabt hätten. Anders als die beiden vorangehenden Kapitel umfasst das fünfte Kapitel wiederum fast ein ganzes Jahrhundert. Es trägt die programmatische Überschrift »Gleichheit und Ungleichheit: 1918–2000«, mit der auch die aktuelle bildungspolitische Situation beschrieben werden soll. Jacobis Lesart dieses Jahrhunderts ist durch Eric Hobsbawms »Zeitalter der Extreme« geprägt. Zudem betont sie die Ambivalenzen, die mit der beobachtbaren und beschreibbaren Bildungsexpansion einhergehen.

Insgesamt hinterlässt die Lektüre dieses Kapitels im Vergleich zu den vorherigen einen anderen Eindruck: Erstens wird die zuvor bewährte Systematik nur teilweise umgesetzt. Die Darstellung der Entwicklung in den drei Ländern, die auf hohem Niveau auch die Überschneidungen, die diskursiven, ideologischen Strömungen, die sozialen Praktiken daran manifesten Unterschiede aufzeigten, erfolgt hier eher im Modus des Aneinanderreihens von Daten und Fakten. Das ist durchaus interessant und kenntnisreich, aber die gewählte Herangehensweise unterscheidet sich eben auch deutlich von den ersten 350 Seiten der Studie. Zweitens stellt

sich die Frage, ob es nicht nötig gewesen wäre, die Folgen des Nationalsozialismus für die Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung und wie man sich dem in der historischen Forschung vergleichend nähern kann, systematischer aufzubereiten und methodologisch zu reflektieren. Zumindest fehlt in diesem Kapitel die methodologische und inhaltliche Transparenz für die vorgenommene Gewichtung.

Insgesamt hat Juliane Jacobi eine Studie veröffentlicht, um die künftig die historische Geschlechterforschung und Pädagogik nicht herum kommen wird. Insbesondere ihre Umsetzung einer europäisch vergleichenden Rekonstruktion und Analyse ist herausragend und bietet weiterführende Anschlüsse für die Forschung. Zu betonen ist außerdem die Entfaltung von Diskursen und sozialen Praktiken, von Ideen und Materialisierung etwa in konkreten Lehrstoffen und Methoden.

Sabine Andresen

Kim Marie Vaz und Gary L. Lemons (Hrsg.): **Feminist Solidarity at the Crossroads. Intersectional Women's Studies for Transracial Alliance**. New York / Abindon: Routledge 2012, 235 S., £ 30.00

Der von Kim Marie Vaz und Gary L. Lemons herausgegebene Sammelband »Feminist Solidarity at the Crossroads. Intersectional Women's Studies for Transracial Alliance« steht einerseits für das Bemühen um eine Brückenbildung zwischen unterschiedlichen feministischen Ansätzen und einen Prozess der kritischen Dekolonisierung feministischer Theorie (1). Andererseits will er aufzeigen, welche Rassismen und Weißen Privilegien femi-

nistische Allianzen und Solidarität in der akademischen Frauenforschung (Women's Studies) ver- und behindern. Dabei ist es ein besonderes Anliegen der Herausgeber_innen, durch die Beiträge eine Vielfalt feministischer Gedanken und intersektionaler Strategien vorzustellen sowie gleichzeitig die Idee von Kameradschaft (*«comradery»*) und einen Geist von Kollektivität herzustellen.

Ob sich die Disziplin der Frauenforschung angesichts ökonomischer Krisen und einer zunehmenden Ökonomisierung der Universitäten in den USA vor rassialisierten Unterteilungen schützen und als geeinte Front gegen Angriffe von außen kämpfen kann, wird eingangs als Frage formuliert (1). Die Herausgeber_innen wollen für ein *«transracial alliance building»* eintreten und feministische Solidarität verstehen als *«politics of commitment, hope, and possibility wrought in the coming together of a group of feminist women and men – across racial, cultural, nation/state, sexual, and gender difference.»* (3). Auf den ersten Blick scheint dies den Herausgeber_innen geglückt zu sein, denn der Band versammelt eine Vielzahl von Beiträgen verschiedener Autor_innen aus unterschiedlichen institutionellen und kulturellen Kontexten. Der Sammelband ist in fünf Teile und insgesamt 15 Kapitel plus Einführung gegliedert.

In Teil 1 des Buches geht es um akademische Rahmenbedingungen der Frauenforschung und die Problematik von Budgetkürzungen und Diskriminierung. In Kapitel 1 führt Kim M. Vaz das Konzept der *«racial aliteracy»* ein. Damit ist ein Handeln von Personen gemeint, denen Praktiken der Diskriminierung in *«interracial situations»* (20) zwar bewusst sind, die sich aber der Anwendung dieses Wissens verweigern. Vaz kritisiert die Vereinnahmung einer afro-amerikanischen Kultur durch Weiße und zeigt, wie

sich Weiße immer wieder selbst in das Zentrum der Frauenforschung stellen. Sie plädiert im Anschluss dafür, feministische Solidarität zu verstehen als *«putting theories of intersectionality, difference, and inclusivity in women's studies on their feet as liberatory practice»* (28). Alle Kapitel in Teil 1 beziehen sich auf das Hochschulsystem in den USA und kritisieren die dort existierenden Praktiken der Wissensproduktion aus intersektionaler Perspektive.

In Teil 2 sind Beiträge versammelt, die frühe Ansätze von Intersektionalität und feministischer Geschichte beleuchten. In Kapitel 4 nimmt Vivian M. May die aktivistische Arbeit von Anna Julia Cooper gegen Rassismus und Sexismus in den Blick und ordnet sie in die Geschichte der Intersektionalität ein. In Kapitel 5 werden Ausschnitte aus dem Text *«Remembering This Bridge called my back, Remembering Ourselves»* von Jaqui M. Alexander abgedruckt, deren Arbeit für den gesamten Sammelband von Bedeutung ist, weil Alexander hier ihre Version von *«intersubjectiv[ity]»* and *«collectivity»* for feminist solidarity« (9) beschreibt. Maparyan schildert in Kapitel 6 sowohl ihre persönlichen Erfahrungen auf einer Reise nach Liberia, durch die sie einen Perspektivenwechsel von einer US-zentrierten hin zu einer globalen Perspektive auf *«womanism»* durchlaufen hat. Sie charakterisiert *«womanism»* als eine Perspektive des sozialen Wandels basierend auf den Alltagserfahrungen Schwarzer Frauen und Women of Color und deren Methoden der Problemlösung in Alltagsräumen (84). Zwar bezweifelt Maparyan, dass dem *«womanism»* der Status einer Theorie zukomme, was auch erklären würde, warum diese Perspektive nur schwer Einzug in die Institutionen findet, doch tritt sie dafür ein, dass die akademischen Institutionen *«womanism»* gerade jetzt mehr bräuchten als je zuvor (91). Eine solche

Perspektive könnte auch für deutsche Institutionen brauchbar sein, gerade weil hiermit die Erfahrungen von Aktivist_innen integriert werden können.

Teil 3 handelt von intersektionalen Ansätzen in der Hochschullehre und beginnt mit dem wiederabgedruckten Aufsatz von bell hooks aus dem Jahr 2003 »Heart to Heart: Teaching With Love«, in dem sie pädagogische Strategien feministischer Professor_innen und die Herausforderungen feministischer Lehre thematisiert. Das Plädoyer von hooks, sich der Hochschullehre mit mehr Leidenschaft und Liebe zu widmen, mag in akademischen Institutionen weltweit kritisch gesehen werden, erscheint aber gerade für die oft mit Schwierigkeiten verbundene feministische Lehre sinnvoll, weil Liebe im Unterrichtsraum, so hooks, Geist und Herzen der Lehrenden und Studierenden öffnet (103).

Es folgt ein Kapitel, in dem Gary L. Lemons und Scott Neumeister von ihren Erfahrungen »als Männer«, die feministische Theorie lernen und lehren, berichten. Sie sprechen sich für eine Lehre aus, die auf der Anerkennung von Differenzen beruht und die feministische Solidarität erfahrbar werden lässt (vgl. 118). In Kapitel 9 reflektiert M. Thandabantu Iverson sein Bemühen, die Theorie der Intersektionalität in die Lehre von »labor studies« zu implementieren und seine Erfahrungen eines »male privilege within a working-class and black family« (124, Hervorheb. i. O.) zu integrieren. Dabei stellt er heraus, dass insbesondere die Einbeziehung seiner eigenen Erfahrungen in die Lehre geholfen hat, »problems of privilege« (ebd.) zu erklären. Auf diese Weise konnte er Studierenden verdeutlichen, wie unterschiedlich Arbeiterfamilien von Differenzkategorien wie »class, race, and gender« (ebd.) betroffen sein können und dass eine erfahrene Unterdrückung auf der einen Seite nicht zwangsläufig die Möglichkeit aus-

schließt, an anderer Stelle selbst an der Unterdrückung anderer beteiligt zu sein. In Kapitel 10 setzt sich L. H. Stallings mit »Black Women's Studies« auseinander: Sie berichtet von ihren Erfahrungen als Schwarze Feministin, aber auch von dem Lernen durch Schwarze Frauen um sie herum, lange bevor sie überhaupt realisiert hatte, dass so etwas wie »Black Women's Studies« existiert (142). Stallings nimmt dies zum Anlass für ein Plädoyer, diese Lebenserfahrungen als Ressource und Inspiration für die Black Women's Studies zu nutzen. Selbstbewusst ist der Text als »eulogy« (Lobrede) für die Black Women's Studies überschrieben; er endet mit einer rhetorischen Frage an die Leser_innen, selbst zu entscheiden, ob diese Lobrede angesichts der Abwendung jüngerer Frauen vom Feminismus »for the living or for the dead« (145) geschrieben sei.

Teil 4 des Sammelbandes beleuchtet kollaborative Bemühungen und feministische Koalitionen. Aaronette White untersucht in Kapitel 11 »Black Feminist Masculinities« (149) und betrachtet anhand von Fragebögen und Interviews Wendepunkte, an denen Schwarze Männer ihre Privilegien aufgaben, um für feministische Belange einzutreten. Sie stellt dabei fest, dass in erster Linie sog. »redemption narratives« (154) im Leben der Befragten Anlass dafür waren, sich zu verändern. Schmerzhaft emotionale Erfahrungen wurden so zum Auslöser, sich für anti-sexistische und feministische Anliegen einzusetzen (155). In Kapitel 12 reflektiert Gary L. Lemons seine eigenen Erfahrungen als »visiting black professor« in der Frauenforschung der University of South Florida und präsentiert einen sehr persönlichen Bericht über die Praxis von Intersektionalität und feministischer Solidarität. In Kapitel 13 stellen Aimee Carrillo Rowe und Ann Russo die Unterschiede zwischen einer hegemonialen

feministischen Ideologie Weißer Feministinnen, die auf der Betonung von Geschlechtergleichheiten gründet, und einem multirassialen und transnationalen Feminismus, der eher auf Differenzen als auf Gemeinsamkeiten basiert, heraus.

Die Beiträge des fünften Teils handeln von feministischen Praktiken der Intersektionalität in Bezug auf die Problematiken der Koalitionsstrategien, des Außen-seiter_innen-Status, der Marginalisierung, Diskriminierung und In- und Exklusionen in der Frauenforschung. Dieser Teil enthält zwei Beiträge zur Praxis anti-herrschaftlicher Politiken. Ana Louise Keating führt das Konzept des spirituellen Aktivismus als ein Konzept für sozialen Wandel ein, während sich Christine (Cricket) Keating dafür einsetzt, dass in der Frauenforschung gegen die von ihr genannte »Logik der kompensatorischen Herrschaft« (logic of compensatory domination) gekämpft werden sollte (220). Mit dieser Logik möchte sie auf die ambivalente Natur der Kompensation aufmerksam machen, indem Menschen nicht nur dazu gebracht werden, die Regeln der anderen zu befolgen, sondern auch selbst Regeln zu setzen. Das bedeutet, dass alle dominanten Subjektpositionen stets sowohl Belohnungen als auch Kosten beinhalten (223).

Zwar enthält der letzte Beitrag des Buches zahlreiche spannende Gedanken, es fehlt dem Sammelband jedoch ein zusammenfassendes Schlusswort. Nichtsdestotrotz steht der Band sehr eindrucksvoll für feministische Konzeptionalisierungen einer Theorie und Praxis von Solidarität. Im Kontext einer Lecture Series an der University of South Florida gegen die Schließung der Frauenforschung entstanden, zeigt der Band, wie feministische Solidarität über Grenzen – und in diesem Zusammenhang insbesondere über »Rasse« und Geschlecht hinweg aussehen kann, während die Kategorie Bildung

und Klasse meines Erachtens eher vernachlässigt wird. Hierzu ist anzumerken, dass alle Autor_innen (außer zweien) einen Lehrstuhl an einer akademischen Institution innehaben. Der Band steht so für eine »feminist transracial alliance«, die durch die vielen Erfahrungsberichte im Band hervorragend illustriert wird; Theorien und Praxen eines Schwarzen und männlichen Feminismus werden mit Selbstverständlichkeit einbezogen. Die in allen Beiträgen erkennbare theoretische Fundierung entlang intersektionalitätstheoretischer Überlegungen stellt überzeugend Verknüpfungen her. Positiv hervorzuheben ist der hohe Wert des Sammelbands für das Agieren in institutionellen Kontexten und Hochschulen im Sinne einer Praxis feministischer Solidarität.

Insgesamt enthält der Sammelband weniger Theoretisierungen, dafür Erfahrungsberichte, die für Theoriebildung relevant sind. Somit wird feministische Solidarität als eine Praxis gezeichnet, die sowohl in akademischen Institutionen als auch bei feministischem Aktivismus notwendig erscheint und erfolgreich sein kann. Anzumerken ist, dass der Fokus des Sammelbandes deutlich auf den akademisch-institutionellen Gegebenheiten in den USA liegt, sodass die Schlussfolgerungen und Beobachtungen der Beiträge nicht zwangsläufig auf europäische und deutsche Kontexte übertragbar sind – gerade wenn man die Unterschiede der Bildungssysteme und Geschichten beachtet. Nichtsdestotrotz erscheint die Lektüre dieses Sammelbandes auch für Feminist_innen in der Akademie und im Aktivismus an anderen Orten gewinnbringend, um zu prüfen, inwieweit der hier geäußerten Kritik eines Schwarzen Feminismus und der Forderung nach einer besseren Einlösung von Intersektionalität im Feminismus bereits begegnet worden ist.

Miriam Stehling

J. Jack Halberstam: **Gaga Feminism: Gender, Sexuality, and the End of Normal**. Boston: Beacon Press 2012, 184 S., € 12,50

Die Frage, welche Aufgabe eine Rezension erfüllen sollte, lässt sich einfach beantworten. Und doch wirft die Aufgabe des Rezensierens angesichts des Ziels feministischer Wissensproduktion ein Problem auf. Wie in der akademischen Arbeit meistens folgen auch Rezensionen grundlegenden Schemata und entstehen mit Hilfe vorgefertigter analytischer Werkzeuge. Denn die Rezensent_in misst das Buch an vorgegebenen (ideologisch beeinflussten und oft nicht benannten) wissenschaftlichen Maßstäben. Doch müssen nicht gerade diese etablierten patriarchalen und ausschließenden Standards in Frage gestellt und darüber hinaus unterlaufen und verändert werden, wenn feministische Untersuchungen ernst genommen werden sollen?¹

Um sich dem Gaga Feminism ohne Vorurteile nähern zu können, bedarf es solcher Veränderungen, wenn auch in geringerem Maße als in Halberstams bisherigen Schriften, mit denen deutsche feministische Wissenschaftler_innen vertraut sein sollten. Sie »sollten« es deshalb sein, weil Akademiker_innen, insbesondere in Deutschland, aus Halberstams Kritik der Wissensproduktion einige wichtige Lehren ziehen können. In ihrer Arbeit stellt Halberstam durchgängig wissenschaftliche Standards in Frage, die Privilegien als Markenzeichen von Bildung reproduzieren. Im Gegensatz zu diesen Standards ist Halberstams Kritik nicht einfach deskriptiv, sondern überschreitet die Grenze, die in Politik und Wissen-

schaft zwischen Worten und Taten errichtet und aufrechterhalten wird.

Das Besondere an Halberstams Schriften ließe sich als performativ oder einfach als pietätlos gegenüber etablierten Vorschriften beschreiben: Feminist_innen können von einer solchen Subversion dominanter Schreibweisen viel lernen. Diese Respektlosigkeit zeigt sich manchmal als Verspieltheit, manchmal als mutiger Widerspruch, ein anderes Mal als klarer Bruch mit jeder Art akademischer Regel in Bezug auf Struktur, Stil, Genre und Thema. Leider erweist sich *Gaga Feminism* als nicht so rebellisch wie einige von Halberstams früheren Werken. Obwohl es immer noch eine Fülle an Widersprüchen und Respektlosigkeiten gibt, haben diese Gesten seit dem 2011 erschienenen Buch *The Queer Art of Failure* eine gewisse Tiefe verloren, während sie an Breite zugenommen haben. Dies könnte am Thema, beziehungsweise an der Popularität des Gaga-Themas, liegen.

Die Bedeutung der Rebellion gegen die Regeln des Nicht-Widerspruchs, der Kohärenz und der Ernsthaftigkeit, sollte weder über- noch unterschätzt werden. Nicht nur im Umgang mit subversiven Themen und Subversion als Thema unterläuft Halberstam Standards der Uniformität und Konformität, mit denen die Macht der wenigen Eliten, die diese Regeln aufstellen und durchsetzen, aufrecht erhalten werden soll. Während Subversion in interdisziplinären Studien zunehmend zu einem wichtigen Thema wird, bescheidet sich die Wissenschaft im Allgemeinen damit, Inhalte zu beschreiben und vorzuschreiben, statt Subversion heranzurufen. Solche beschreibenden Projekte haben die Tendenz, den Weg für die kapitalistische Vereinnahmung von Kritik durch einen subversiven Klang zu ebnen, ohne dabei viel zu ändern.

Die homogenen elitären Regeln, welche die Wissensproduktion diktieren,

¹ Ein Dankeschön an Christa Loebell für die große Hilfe bei der Übersetzung vom Englischen ins Deutsche!

herauszufordern und zu unterlaufen, ist in der feministischen und queeren Forschung ein zentraler Punkt der Debatte gewesen, und doch haben es nur wenige (deutsche) Akademiker_innen gewagt, mit ihnen zu brechen. Dieses Bollwerk zu untergraben, ist für die Forschung gegen Unterdrückung notwendig, doch reicht es aus, mit alten Regeln zu brechen? Was ist noch nötig, um die Erkenntnis für den Widerstand gegen Ungerechtigkeit zu öffnen?

Wenn wir diese Fragen berücksichtigen, können wir uns dem Buch *Gaga Feminism* in der Halberstam eigenen queeren anarchistisch feministischen Art und Weise nähern. Ist das aber in diesem Rahmen überhaupt möglich? Obgleich ich mich der Vorgabe verweigere, die Rezension in ordentliche Abschnitte (Einleitung, neutrale Zusammenfassung und Kritik) aufzuteilen, muss ich doch zusammenfassen, um den Voraussetzungen der Veröffentlichung zu genügen. So bleibt für die Analyse wenig Raum. *Gaga Feminismus* erfordert keine Zusammenfassung: Das Inhaltsverzeichnis bietet einen ausreichenden Fahrplan. Jedes der fünf Kapitel ist mit Gaga-Überschriften markiert. Tatsächlich passt der Titel des ersten Kapitels, »Gaga Feminism for Beginners«, auch für den Rest des Buches. Bezeichnenderweise ist Halberstams Schreibstil rasiermesserscharf, d.h. provozierend direkt und vielleicht allzu klar, so dass das Risiko einer groben Vereinfachung steigt.

Die fünf Grundregeln, die angeboten werden, um auf der »gaga wave of feminist frenzy« zu navigieren, umfassen solche vielversprechenden Grundsätze wie die Umwandlung des gesunden Menschenverstandes, sowie polemische und zweifelhafte Regeln wie »religion is a no-no and God has got to go-go« (Religion ist ein nein-nein und Gott muss weg). Obwohl sie uns auf Trab bringen sollen, werden alle Regeln auf der nächsten Seite wieder

abgelehnt. Trotzdem sind wir auf das zentrale Problem gestoßen: Mehrere grobe Vereinfachungen und die Galionsfigur Lady Gaga als »Maskottchen« sind selbst ein gefährlicher erster Schachzug (61).

Eine Reihe von Rezensent_innen hatte ungeheure Erwartungen an einen akademischen Text über den Popstar, und mehrere von ihnen beschwerten sich, dass Lady Gaga, die doch nicht nur von der Öffentlichkeit, sondern auch von einigen Wissenschaftler_innen Aufmerksamkeit bekommen hat, in *Gaga Feminism* nicht im Zentrum steht. Doch figuriert ihre Persona als Paradebeispiel für wilde Rebellion, für Halberstam das Modell eines »neuen« Gaga-Feminismus für die nächste Generation. Halberstam unterscheidet die Person, die Lady Gaga performt, deutlich von der Persona, und sie stellt letztere als fantastisches und anarchisches Emblem für den »Pfeminismus« dar (8). Dieser spielerische Neologismus unterstreicht die Ablehnung einer biologischen Grundlage für Feminismus. Was sind die (politischen) Implikationen dieser Darstellung?

Aus Platzmangel lasse ich die Frage stehen und gehe zu weiteren konzeptuellen Rissen im Flickenteppich dieses lustigen Buches über. Humor ist charakteristisch für Halberstams Schreibstil: Wann habt Ihr zum letzten Mal bei der Lektüre eines wissenschaftlichen Textes gelacht? (Niemals?)

Sind der Ausschluss von Humor und das Erfordernis schlüssiger Antworten hegemoniale Standards dessen, was als Wissen gilt? Das zweite Kapitel, »Gaga Genders«, tritt für queere Geschlechter und Familien ein, es ist einer wiederholten Lektüre wert. Hier, wie im ganzen Buch, bewegt sich der Text nahtlos zwischen der Realität, etwa männliche Schwangerschaft, und ihren fiktiven Darstellungen, Statistiken über alleinerziehende Mütter und Filmkritik, die einen

guten Teil dieses und des vierten Kapitels einnimmt, hin und her. Dieser Ansatz wirft eine grundlegende Frage auf: Wie ist es um das Verhältnis von Fiktion und Realität in Halberstams Werk bestellt?

Das dritte Kapitel, »Gaga Sexualities«, beginnt und endet mit (Gender-) Rebellen aus Kinderfilmen (»Fantastic Mr. Fox« und »Finding Nemo«), die den Leser_Innen von *Queer Art of Failure* vertraut sind. Mit Bezug auf eine eindrucksvollen Studie, die zeigt, dass Frauen die Tendenz haben, gleichermaßen von Frauen, Männern und anderen Wesen, ganz unabhängig von deren erklärter Sexualität, ange-macht zu werden (119), insistiert Halberstam darauf, dass die Mainstream Fiktion von Normalität zur Explosion gebracht werden müsse, statt Minderheiten darin einzubinden. Dieser hervorragende Ansatz bietet eine notwendige Alternative zu den neoliberalen Querelen über Inklusion, die kontinuierlich andere Minderheiten aus dem begrenzten privilegierten Kreis verdrängen.

Diese anarchistische Intervention Halberstams ist dringend nötig und sie bildet die Grundlage für die Kritik der (homosexuellen) Ehe im nächsten Kapitel. Das vorletzte vierte Kapitel »Gaga Relations: the End of Marriage« geht gegen das in Halberstams Werk einer nicht-hegemonialen Perspektive zugegebenermaßen zentrale Problem der Opposition und Vereinfachung an. Dualismen der Geschlechter und Sexualitäten zu unterlaufen ist keine leichte Aufgabe. Es gelingt Halberstam im Laufe ihrer Arbeit das eine Mal sie zu erfüllen, ein anderes Mal scheitert der Versuch. Ihre überzeugende Kritik an der Ehe beruht auf einer Gegenüberstellung der Positionen von Befürwortern und Gegnern der homosexuellen Ehe. Ausführlich werden die Argumente gegen das Ziel der Inklusion dargelegt, auch wird die Bindung von Privilegien an juristische Verträge und damit die

Legitimierung und Verflachung queerer Beziehungen durch das Recht kritisiert. Dies sind wichtige Fragen, über die wir nachdenken sollten, aber müssen wir uns für oder gegen die homosexuelle Ehe entscheiden?

Im nahtlosen Wechsel von Darstellungen materieller Zwänge zu fiktiven Charakteren, welche die (fantastische) Rebellion inspirieren sollen, bleibt die institutionalisierte Kluft zwischen Fakten und Fiktion zu überbrücken oder sich mit der Verflechtung von Fakten und Fiktion auseinanderzusetzen. Gerade diese scheinbar nahtlose Bewegung von schlimmen Zuständen zu fiktiven Rebellen führt in diesem Werk in Bezug auf den Zusammenbruch von Fakten und Fiktion oder die Nichtbeachtung ihrer Wechselwirkung zu Fragen. Die Prämisse, wonach eine neue politische Bewegung durch fiktive Figuren inspiriert werden kann, wirft wichtige Fragen auf, wie und in welchem Umfang eine solche Inspiration funktionieren kann. Der Versuch, das zu radikalisieren, was um uns herum bereits vorhanden ist, also das revolutionäre Potential gegen dessen korporatistische Abstützung aus dem Mainstream heraus-zusprennen ist subversiv und könnte als performativ bezeichnet werden. Wurden aber nicht entscheidende Unterschiede zwischen Performativität und Performance ausgelassen?

Dies ist ein weiterer Punkt für künftige Nachforschungen, zu denen besonders das letzte Kapitel »Gaga Manifesto« auffordert, in dem Jacques Rancières *unwissender Lehrmeister, der kommende Auf-stand* des Comité Invisible und Slavoj Žižeks Vereinnahmung von Kritik, aufeinandertreffen. Im Rückgriff auf den Rhythmus von Lady Gagas Performance bietet Halberstam die Vision eines chaotischen Karnevals, wo Normalität durch Rebellion gegen die Regeln des Lernens und Lebens nach dem status quo ersetzt

wird. Dieses Manifest, welches explizit von globalen Protesten inspiriert ist, versucht in Form und Inhalt deren Aufmäuflichkeit aufzunehmen und weiter zu verbreiten. Den eigenen Maßstäben nach mag die Frage nach dem Scheitern des Manifests schließlich entscheidender sein als die nach seinem Erfolg.

Maya Nitis

Gundula Ludwig: **Geschlecht, Macht, Staat. Feministische staatstheoretische Interventionen.** Opladen: Verlag Barbara Budrich 2014. 160 S., € 14,90

»Der Staat hat ein Geschlecht«, schrieb Birgit Sauer im Jahre 2001 in ihrem Buch *Die Asche des Souveräns. Staat und Demokratie in der Geschlechterdebatte*. Diese grundlegende Feststellung markiert bis heute das durchgängige Motiv und Ergebnis feministischer Auseinandersetzungen mit dem modernen westlichen Staat. Weder in seiner Genese noch in seiner jeweiligen Ausgestaltung kann der moderne Staat als »geschlechtsneutral« angesehen werden. Dieser zentrale Befund »feministischer staatstheoretischer Interventionen« bildet den Ausgangspunkt für die kompakte und gut lesbare Einführung der österreichischen Politikwissenschaftlerin Gundula Ludwig. Das erklärte Ziel ihres Buches ist es, die Entwicklung und Ausdifferenzierung feministischer Auseinandersetzungen mit dem Verhältnis von Geschlecht, Macht und Staat aufzuzeigen. Die vorliegende Darstellung belegt eindrücklich die Vielfalt feministischer staatstheoretischer Ansätze und hebt die zentralen Beiträge, die feministische Analysen zum grundlegenden Verständnis moderner Staatlichkeit bis heute leisten, hervor. Der Band eignet sich deshalb hervorragend nicht nur für alle Leser_in-

nen, die sich einen fundierten Einstieg in feministische Debatten verschaffen, sondern auch für alle Interessierten, die sich mit den Grundlagen des modernen westlichen Staates befassen wollen.

Im ersten Teil skizziert Gundula Ludwig die für die Moderne konstitutiven gesellschaftlichen Veränderungen. Mit der Ontologisierung von Geschlecht und Sexualität wird eine gesellschaftliche Ordnung legitimiert, die auf der »naturalistischen« Begründung der geschlechtsspezifischen Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit und damit der Ungleichheit der Geschlechter beruht. Die Entwicklung und das Selbstverständnis des modernen Staates gründen folglich auf dem Mythos einer »naturgegebenen Geschlechterdifferenz« (30). Wie Ludwig im zweiten Teil ihrer Darstellung zeigt, folgt hieraus keineswegs eine einhellige feministische Ablehnung des modernen Staates. Zwar akzentuierten marxistisch-feministische Ansätze vor allem die innere Widersprüchlichkeit moderner kapitalistischer Staatlichkeit und folgerten aus dem patriarchalen Herrschaftscharakter des Staates auf seine generelle Untauglichkeit für feministische Politik. Gegen diese weitgehende »Staatsphobie« erweiterten gesellschaftstheoretisch-feministische Ansätze in der Folge die Perspektive auf die moderne Staatlichkeit. Der Staat erschien nicht länger als ein monolithischer androzentrischer Akteur, sondern wurde vielmehr als ein in sich widersprüchliches vergeschlechtlichtes Kräfteverhältnis und damit als gesellschaftlich umkämpftes Terrain (37) begriffen. So gesehen bieten staatliche Institutionen und Politiken auch mögliche Ansatzpunkte für gleichstellungspolitische Praxisen. Aktuelle poststrukturalistisch-feministische Ansätze vervielfältigen diese Konzeption moderner Staatlichkeit vor allem dahingehend, dass sie die Grundbedingungen der Genealogie des modernen

maskulinistischen Staates analysieren und auf die Heteronormativität und Selektivität der durch staatliche Politiken hervorgerufenen Subjektpositionen verweisen. Ausgehend von der grundlegenden Vielfalt feministischer Ansätze gibt Gundula Ludwig im dritten Teil ihres Buches einen umfangreichen Überblick über die Elemente feministischer Staatstheorie. Hier wäre es sicherlich hilfreich gewesen, die Auswahl und den inneren Zusammenhang der einzelnen »Elemente« bzw. Unterkapitel genauer zu begründen. So entsteht stellenweise der Eindruck einer rein additiven Zusammenstellung. Ludwigs Darstellung umfasst sowohl die einschlägigen feministischen Auseinandersetzungen mit der klassischen Staatsphilosophie, wie sie vor allem von Carole Pateman initiiert wurden, als auch die Auseinandersetzungen mit den zentralen Konzepten moderner Staatlichkeit, wie Souveränität und Staatsbürgerschaft. Daran anschließend wird die feministische Debatte um die androzentrische Normierung des modernen westlichen Rechtsstaates und die damit verbundene heteronormative Konstitution von Rechtssubjekten ausführlich dargelegt. Der »Mythos des staatlichen Gewaltmonopols« basierte im Wesentlichen auf der Grenzziehung zwischen häuslicher »rechtsfreier« und öffentlich-staatlicher Sphäre. Ein auf die öffentliche Sphäre verengtes Gewaltverständnis blendet systematisch nicht nur private Gewaltverhältnisse aus, sondern führt in Form der normierenden staatlichen Gewalt, wie intersektionale und queertheoretische Arbeiten belegen, zur gewaltsamen Exklusion »verworfenen Subjektformen«. Neben den grundlegenden maskulinistischen Setzungen und der androzentrischen Struktur moderner Staatlichkeit, die sich nicht zuletzt in bis heute fortbestehenden männerbündischen Strukturen offenbart (81 ff.), befassen sich feministische Autor_innen mit den ge-

schlechtsspezifischen Auswirkungen staatlicher Politiken. Gundula Ludwig macht dies exemplarisch an den feministischen Kritiken des Wohlfahrtsstaates, der internationalen Politik sowie der Bevölkerungspolitik deutlich. Über die grundlegende Frage, ob und inwiefern Staat und Politik anders bzw. jenseits von ausschließenden Praxen gedacht werden können, gibt es innerhalb der feministischen Forschung bis heute keinen Konsens. Das abschließende Kapitel zum »Staatsfeminismus« enthält außer einer knappen Diskussion des mittlerweile weithin bekannten, auf die Geschlechterdifferenz fokussierenden Konzeptes des Gendermainstreaming nur wenige Anregungen.

Gundula Ludwigs fundierter Überblick zur Entwicklung und zum Stand feministischer Debatten über den Staat belegt insgesamt vor allem eines: Die Stärken der feministischen Analysen liegen, jenseits ihrer notwendigen Kontroversität, vor allem in der kritischen Dekonstruktion der grundlegenden Vergeschlechtlichung der normativen Legitimation, der strukturellen Ausgestaltung und der Politiken des modernen westlichen Staates. Die damit geleistete Präzisierung und selbstreflexive Erweiterung staatstheoretischer Konzepte und praktischer Politik kann als die wohl wichtigste Voraussetzung für die Weiterentwicklung einer inklusiven am Gleichheitsversprechen der Moderne gemessenen demokratischen Staatlichkeit angesehen werden.

Beate Rosenzweig

Kristina Binner, Bettina Kubicek, Anja Rozwandowicz und Lena Weber (Hrsg.): **Die unternehmerische Hochschule aus der Perspektive der Geschlechterforschung: zwischen Aufbruch und Beharrung**, Münster: Westfälisches Dampfboot, 2013, 289 S., € 29,90

Kristina Binner, Bettina Kubicek, Anja Rozwandowicz und Lena Weber fokussieren in ihrem Sammelband die Geschlechterdimensionen des Transformationsprozesses, in dem sich Universitäten und Hochschulen derzeit befinden. Dabei wird der Blockbuster-Begriff der »unternehmerischen Universität« zu einem zentralen Angelpunkt der Überlegungen. Das Schlagwort der »unternehmerischen Universität« wirft in der Tat neue Fragen nach Geschlechter- und Machtverhältnissen auf. So ermöglicht eine Öffnung der Universitäten und Hochschulen für marktwirtschaftliche Logiken rein theoretisch die Möglichkeit bisherige Verbindungen zwischen Geschlechter-, Professions-/Berufs- und Organisationspraktiken aufzubrechen; insbesondere in Bezug auf Logiken von Karriereverläufen, Lebensführung und die Vermittlung organisationalen Wissens, die hier interessante Ansatzpunkte sind.

Rein praktisch ändert sich jedoch an den Geschlechterverhältnissen in den Universitäten nicht viel, erst jüngst stellte der Tagesspiegel fest: »Unis bleiben männlich« (23.12.2014), und damit wird zugleich die gesellschaftliche Relevanz des Buches deutlich. Es lässt sich also trefflich fragen, warum es an den Unis so schlecht um die »Nutzung weiblichen Humankapitals« bestellt ist, und es sollte besonders zu denken geben, wenn diese Frage von Nachwuchswissenschaftlerinnen gestellt wird. Dass es bei den Geschlechterverhältnissen in Organisationen neben Transformationen auch immer Unveränderliches gibt, ist eben nicht nur

eine akademische Erkenntnis, sondern eine Tatsache, die sich auch in Lebensläufen niederschlägt. Ob es Universitäten und Hochschulen zukünftig gelingt, ihre weiblichen »High Potentials« an sich zu binden oder ob wir einen »Brain Drain« zu befürchten haben, entscheidet sich auch in der organisationalen Ausrichtung. Es lohnt sich also genauer hinzuschauen und »Aufbruch und Beharrung« an den Universitäten detaillierter nachzuspüren.

Die Herausgeberinnen haben ein großes Geschick in der Auswahl ihrer Autorinnen bewiesen. Neben prominenten Wissenschaftlerinnen des Forschungsfeldes, sind auch zahlreiche junge Kolleginnen mit Beiträgen vertreten. Zudem ist es ihnen gelungen, eine häufig nur auf nationaler Ebene geführte Diskussion international zu öffnen, so dass verschiedene nationale Entwicklungen in Beziehung zueinander gesetzt werden können. Die 16 Beiträge des Buches sind in drei Kapitel gegliedert. Der erste Teil befasst sich mit der Organisation, der Evaluation und der Professionalisierung der Hochschulen. Beschrieben wird der vom Staat angeschobene Reformprozess, der die Hochschulen anregt die Organisations- und Geschlechterkultur zu verändern (»aufzubrechen«). Dabei wird mit dem Beitrag der Autorinnen *Katherina Kreissel*, *Angelina Striedinger*, *Birgit Sauer* und *Johanna Hofbauer* der Transformationsprozess des österreichischen Universitätssystems von 1993–2010 nachgezeichnet und anhand von drei Frames untersucht: »from local to global«, vom »Elfenbeinturm zum Unternehmen« sowie vom »Mittelmaß zur Exzellenz«. Im zweiten Beitrag des ersten Kapitels, befasst sich *Heike Kahlert* mit einer spezifischen »Strategie« der Nachwuchsförderung: der Etablierung eines Leitbildes der Dual-Career-Family. Sie konstatiert das gewachsene Interesse an wissenschaftlichem Nachwuchs in Deutschland, der

als eine »besonders förderungswürdige Humanressource« in der unternehmerischen Hochschule angesehen wird und fragt danach, inwieweit hier das Modell der Doppelkarriere von Paaren als Förderungsinstrument hilfreich sein könnte. Förderung ist auch das Thema des Artikels von *Dagmar Simon*, um einen weiteren Beitrag im ersten Kapitel herauszugreifen. Sie verweist auf die Möglichkeit durch Evaluation, wie sie beispielsweise mit den forschungsorientierten Gleichstellungsstandards der DFG praktiziert wurde, die Gleichstellung an Hochschulen voranzubringen, aber auch auf die »Herkulesaufgabe« deren »androzentrischen Charakter« aufzubrechen. *Birgit Riegraf* und *Lena Weber* befassen sich mit Exzellenz und Geschlecht in der unternehmerischen Hochschule. Dabei geht es darum, welche Rolle Drittmittelgeber*innen bei der Förderung exzellenter Wissenschaft zukommt, insbesondere da Gleichstellung zunehmend als Wettbewerbsfaktor bei der Drittmitteleinwerbung fungiert. Weitere Beiträgerinnen sind: *Birgit Blättel-Mink* zusammen mit *Alexandra Rau* und *Kendra Briken* sowie *Gerlinde Malli* zusammen mit *Susanne Sackel*.

Im zweiten Kapitel wird das Themenfeld Arbeit, Karriere und Lebensführung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern betrachtet. In dem Beitrag von *Brigitte Aulenbacher*, *Kristina Binner* und *Bettina Kubicek* wird die Frage untersucht, welche Perspektiven sich für Frauen aus dem Stellenformat der neuen Assistenzprofessur ergeben, die im Rahmen des Wandels der österreichischen Universitäten, geschaffen wurden. Diese beinhaltet einen »tenure track«, so dass Stellen-sicherheit über Leistung erlangt werden kann. Die Autorinnen befürworten das Leistungsprinzip aus einer Gleichstellungsperspektive, zeigen aber an beispielhaften Fällen, wie schwierig es für Frauen in dieser biographisch herausfordernden

Phase sein kann, die Leistungsanforderungen mit ihrer familiären Rolle zu vereinen. Das zweite Kapitel wird darüber hinaus durch Beiträge von *Ruth Müller*, *Ilse Costas* zusammen mit *Céline Camus* und *Stephanie Michalczyk* und einem weiteren englischen Beitrag von *Minna Nikunen* komplettiert.

Das dritte und letzte Kapitel befasst sich mit Geschlechterwissen und Geschlechterforschung. Es wird diskutiert, welche Kenntnisse von Geschlecht an Hochschulen und in Wissenschaftsorganisationen vorherrschen und wie damit umgegangen wird. *Sabine Hark* diskutiert in ihrem Beitrag, welche Rolle der Geschlechterforschung in Zeiten des Wandels der Hochschulen zukommen kann. Unter den Bedingungen einer Vereinahmung des Genderdiskurses durch das neue Regime der Flexibilität und Effizienz, sieht die Autorin einen entscheidenden Beitrag der Genderforschung darin, eine machtkritische Perspektive beizubehalten. *Andrea D. Bührmann* setzt sich in ihrem Beitrag mit Wissensgesellschaften und sozialen Ungleichheitsverhältnissen auseinander. Sie geht dabei auf das Problem ein, dass der Umgang mit Wissen seit dem Bologna Prozess zum Umgang mit einer Ware geworden ist. Für Frauen ist die Erfüllung der Forderung nach lebenslangem Lernen wegen ihrer beschränkten Zeitressourcen durch Familie und Kinder besonders schwierig. *Aline Olof*, *Anja Rozwandowicz* und *Sabine Hark* beschreiben in ihrem Beitrag »Nach Bologna. Gender Studies und die Neuerfindung der Universität als unternehmerische Einheit« die Auswirkungen des Bologna-Prozesses aus der Sicht der Gender Studies. Ausgehend von einem laufenden Forschungsprojekt werden die ersten Eindrücke des Berliner Forschungsteams, die sich auf Interviews und Dokumenten stützen, präsentiert. Hier zeigt sich, dass Gender Studies innerhalb der

deutschen Hochschulen in Konkurrenz mit etablierten Fächern oder Fachbereichen um Fördermittel stehen. Die Autorinnen kommen zu dem Schluss, dass mit den vorhandenen Mitteln vor allem die Kernfächer bedient, während Fächer wie Gender Studies lediglich als Zusatzfach behandelt werden. Im letzten Beitrag beschreibt *Birgit Geissler* die themenbezogene Evaluation der Geschlechterforschung in Niedersachsen (2007–2011). Es werden zentrale Förderstrukturen für die Geschlechterforschung aufgezeigt und die Ergebnisse der Evaluation präsentiert, die eine verstärkte Profilbildung innerhalb der niedersächsischen Geschlechterforschung vorschlägt. Das dritte Kapitel wird zudem mit zwei Beiträgen von *Waltraud Ernst* und *Gudrun Perko* zusammen mit *Andrea Schmidt* vervollständigt.

Der Sammelband ist für die Analyse der gegenwärtigen Transformationsprozesse an europäischen Universitäten und Hochschulen sehr hilfreich. Von der Steuerung der Nachwuchsförderung bis hin zu neuen Tätigkeitsfeldern im Wissensmanagement werden konkrete Entwicklungen nachgezeichnet und in den größeren Kontext des New Public Managements sowie der Bologna-Prozesse gestellt. Darüber hinaus eröffnet das Buch einen Einblick in die beeindruckende Vielfalt von Geschlechterwissen und -praktiken, von Gleichstellung und Geschlechterforschung im Wissenschaftsfeld von der marktwirtschaftliche Unternehmen noch weit entfernt sind. Es ist gleichstellungspolitisch und auch in der Forschung an den Universitäten viel geleistet worden in den letzten Jahrzehnten, nicht zuletzt wegen der Durchsetzungskraft, Willensstärke und Kommunikationsfähigkeit einzelner Akteurinnen. Die Publikation macht aber auch deutlich, dass diese Leistung in den akademischen Organisationen nur teilweise anerkannt wird. Unser Fazit aus dem besprochenen

Band lässt sich daher als ein Imperativ formulieren: Gebt Euch mehr Mühe liebe Hochschulen, dann bleiben wir!

Julia Heidler und Diana Lengersdorf

Gather, Claudia / Biermann, Ingrid / Schürmann, Lena / Ulbricht, Susan / Zipprian, Heinz (Hrsg.): **Die Vielfalt der Selbstständigkeit. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einer Erwerbsform im Wandel.** Berlin: edition sigma 2014, 331 S., € 19,90

2012 leiteten in Deutschland knapp 1,4 Millionen Frauen ein eigenes Unternehmen, sie stellen damit ein Drittel aller selbstständig Erwerbstätigen. Im Vergleich zu 1991 hat sich die Anzahl der Unternehmerinnen nahezu verdoppelt. Die starke Zunahme selbstständiger Erwerbstätigkeit hat verschiedene Ursachen. Sie beruht einerseits auf der Novellierung der Handwerksordnung Ende 2003 (Reduzierung der zulassungspflichtigen Handwerke / Wegfall der Meisterpflicht) und andererseits auf arbeitsmarktpolitischen Förderprogrammen wie der ›Ich-AG‹ aus dem Jahr 2003 und dem Existenzgründungszuschuss seit 2007. Doch auch durch den immer stärker werdenden Trend zum Outsourcing betrieblicher Tätigkeiten auf Dienst- oder Werkvertragsbasis bis hin zum Crowdsourcing von kleinstteiligen Mikrojobs über Online-Portale wie Clickworker oder Amazon Mechanical Turk gewinnt die selbstständige Erwerbstätigkeit deutlich an Dynamik. Gestiegen ist sowohl der Anteil der Solo-Selbstständigen, also derjenigen, die ohne eigene Angestellte tätig sind, als auch der Anteil an Selbstständigkeit im Teilzeit- und Nebenerwerb. Bei Gründungsentscheidungen spielt neben dem Wunsch nach einer selbstbestimmten Gestaltung des

Erwerbslebens auch das Ideal einer besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf eine immer wichtigere Rolle.

Während eine betriebswirtschaftlich ausgerichtete Gründungsforschung sich vornehmlich dafür interessiert, wie idealtypische innovativ handelnde Unternehmer_innenpersönlichkeiten (Entrepreneure) und Gründungsvorhaben mit hoher Wachstumswahrscheinlichkeit identifiziert und gezielt gefördert werden können, fehlt es bislang an einer Soziologie der Selbstständigen, die Selbstständigkeit und Unternehmensgründungen innerhalb eines einheitlichen theoretischen Rahmens sowohl hinsichtlich ihrer wirtschafts-, organisations- und familiensoziologischen Implikationen als auch bezüglich von Fragen des Lebenslaufs, der Geschlechterverhältnisse und der Sozialpolitik untersucht. Das Herausgeber_innen- und Forschungsteam um Claudia Gather von der Hochschule für Wirtschaft und Recht in Berlin geht einen entscheidenden Schritt in diese Richtung und bündelt in einem programmatischen Band im Grenzgebiet zwischen Wirtschaftswissenschaften und Soziologie vielfältige Forschungsperspektiven zur Frage nach den Bezugspunkten selbstständiger Erwerbstätigkeit, Arbeitsmarktwandel und Geschlechterverhältnis. Wie können, so lautet die Leitfrage, »die Landschaft der Selbstständigkeit und insbesondere die Dynamik des Gründungsgeschehens in ihrer Heterogenität« (7) angemessen soziologisch erfasst werden? Dabei wird die klassische Entrepreneurshipforschung mit ihrem recht engen Fokus auf den eigentlichen Gründungsvorgang durch einen Blick auf die Kontextbedingungen von Unternehmensgründungen wie die politisch-rechtlichen Rahmenbedingungen, Marktlagen, soziokulturellen Determinanten, Berufsbiographien, Haushaltssituation und Partnerschaft ergänzt. Deutlich wird, dass berufliche Selbststän-

digkeit in ihrer Vielfalt abgebildet werden muss und dass sie nicht nur Erfolgsgeschichten, sondern auch hohe Risiken sich verstetigender Prekarität birgt, u.a. »in Wirtschaftszweigen mit Angeboten, die früher nahezu ausschließlich von öffentlicher Hand getragen wurden [...], in Kunst und Kultur, Erziehung, Unterricht, Pflege und Betreuung« (81f.). Daher sollten genderspezifische Modelle in der Gründungsforschung auch soziale Strukturen und Beziehungen berücksichtigen (Candida Brush et al.). Insbesondere sollten sie jene umfeldbedingten Geschlechtsunterschiede im Gründungsprozess freilegen, die bisher in einer am Leitbild eines rationalen »Homo Oeconomicus« orientierten Forschung zu Women's Entrepreneurship überlagert wurden. In den Blick geraten somit auch Faktoren wie die subjektiv »wahrgenommene Wünschbarkeit von unternehmerischer Betätigung« und die »wahrgenommene Machbarkeit« (38).

Die verschiedenen Beiträge im Band bilden die Heterogenität des Gegenstandes in vielfacher Hinsicht ab. So weisen der Text zur Selbstständigkeit um 1900 (Dorothea Schmidt), die Darstellung der Frauenselbstständigkeit im skandinavischen Raum (Leona Achtenhagen), eine auf britischen Daten basierende Untersuchung zum Zusammenhang von Gründungsmotiven, Lebenslauf und wirtschaftlichem Erfolg (Dilani Jayawarna et al.) sowie die Geschlecht, Ethnizität und Migration berücksichtigende intersektionale Fallstudie zu schwarzen Inhaberinnen von Friseursalons in London (Cynthia Forson) zeitlich wie räumlich über das Hier und Jetzt hinaus. Jenseits von Normalbiographien kann, so zeigen Falldarstellungen eines Existenzgründertypus der »ungeschützten familiengebundenen Verwirklicherinnen« (236), beruflicher Erfolg unabhängig von ökonomischen Kriterien als »Rückeroberung

des eigenen Lebens« (246) und als Voraussetzung für den Erhalt einer erwerbsbezogenen Identität verstanden werden (Lena Schürmann). Stärker als eine vielzitierte angebliche »höhere Risikoaversion von Frauen« (136) beeinflussen Faktoren wie Unterbrechungen der vorangegangenen Erwerbsverläufe oder familiäre Ressourcen ökonomischer, praktischer oder auch emotionaler Art die Gründungsfinanzierung (Claudia Gather et al.). Die Einkommenslücke durch Mutterschaft (Patricia Bliemeister) ist wiederum bei denjenigen Frauen am geringsten (und sehr schnell mehr als ausgeglichen), die als Mitunternehmerinnen ihr Einkommen aus Firmenbeteiligungen erhalten. Fragen zu den Ursachen einer bereinigten genderspezifischen Verdienstlücke bei Selbstständigen (Daniel Lechmann) von 24% bei »gleicher Arbeitszeit, gleichem Humankapital, gleichen Tätigkeiten und gleichen Arbeitsbedingungen« (91) oder zur Erwerbsarmut von Selbstständigen (>Aufstocker_innen<) in ALG II-Bezug (André Pahnke et al.) lassen deutlichen Forschungsbedarf erkennen, u. a. anderem daran, »warum Selbstständige mitunter an einer nicht tragfähigen Tätigkeit festhalten, anstatt die Geschäfts-

tätigkeit zu beenden« (82). Die soziale Sicherung von Selbstständigen als Grenzgänger_innen des Arbeitsmarktes (Uwe Fachinger) durch die gesetzlichen oder privaten Sicherungssysteme unterliegt überdies Konstruktionsprinzipien, die un stetige Erwerbsverläufe insbesondere bei solo-selbstständigen Frauen nur unzureichend berücksichtigen.

Der besprochene Band zeigt die Vielfalt der Selbstständigkeit – Vielfalt sowohl im Sinne von Vielfältigkeit als auch von Diversity – facettenreich auf, postuliert Wegmarken einer genderspezifischen Gründungsforschung unter der Perspektive der Einbettung individuellen ökonomischen Verhaltens in soziale Bezüge und markiert vor allem einen starken Forschungsbedarf sowie die Notwendigkeit verbesserter empirischer Datenbestände und einheitlicher Definitionen des Gegenstandsbereichs. Zukünftige Gründungsforschung sollte außerdem, und das gilt auch über den skandinavischen Raum hinaus, auf den Leona Achtenhagen sich mit ihrem Postulat bezieht, »Intersektionalität und fluide Genderbegriffe stärker berücksichtigen« (55).

Sabine Jambon